



Bernd Ulbrich

Ein „jüdisch-deutsches Menschheitsgefühl“.

Hermann Cohen aus Coswig

Kurt Eisner (1867-1919), der als Ministerpräsident der Münchner Räterepublik auf offener Straße Erschossene (und aus dem Gedächtnis dieser Nation alsbald Verdrängte), der Schüler Hermann Cohens seit Redakteurstagen bei der *Hessischen Landeszeitung* in Marburg (ab 1893)¹, der - um Heinrich Mann zu zitieren - „Apostel mit weltklugen, weltguten Augen (...) die schmale Gestalt, die auf schmalen Schultern Hoffnungen so vieler und so viel Menschenzukunft trug“² – er kam im Jahre 1902 ins Städtchen Coswig/Anhalt, gemeinsam mit seiner damaligen Frau. Lisbeth Eisner, künstlerisch begabt, schuf eine Stadtansicht Coswigs, vom Elbufer her, vielleicht eine Zeichnung, vielleicht eine Foto-Kollage.³ Diese schenkten sie Hermann Cohen (1842-1918) zum 60. Geburtstag.

Im Dankesbrief, datiert vom 14. August 1902, schreibt Cohen an Eisner: „Obwohl ich Ihnen viel mehr vom Judenthum vorgeschwärmt habe, als Ihnen lieb war, haben Sie doch die Liebe zu meiner deutschen Heimath, zu meiner kleinen Vaterstadt als eine lebendige Wurzel meines Wesens erkannt, und so hat dem Zionismus gegenüber Ihr Geschenk für mich die symbolische Bedeutung Ihrer sympathischen Anerkennung meines jüdisch-deutschen Menschheitsgefühls (...) Ich habe manchmal den Gedanken, als ob nur eine kleine Stadt eine Heimath sein könne, weil man nur da eine Volksschule besucht, mit den Kindern der mittleren und niederen Stände aufwächst, und die Landschaft mit der Stadt zusammenfließt. Doch ich weiß, wie auch Sie ihren Berliner Lokalpatriotismus haben...“⁴ Angelpunkte von Cohens Lebenswerk werden hier von ihm selbst fixiert: die Verwurzelung im „Judenthum“ und in der – kleinstädtischen - „deutschen Heimath“; die Ablehnung des Zionismus wie überhaupt, das dürfen wir hinzufügen, jeglicher Geisteshaltung und praktischen Bewegung, die seinem „jüdisch-deutschen Menschheitsgefühl“ entgegenstand.

Ein „jüdisch-deutsches Menschheitsgefühl“: „jüdisch“ und „deutsch“ mit einem Gedankenstrich verbunden, das Hauptwort näher bestimmend, seine Attribute; und dieses Hauptwort selbst ein Kompositum aus „Menschheit“ und „Gefühl“, und letzteres, den Regeln der Grammatik zufolge, das Grundwort... Tiefen und Höhen, Hoffnungen und auch Abgründe unserer Geschichte und immer noch Gegenwart tun sich auf hinter diesem Wortgebilde. Und ebenso eine große, tragische Persönlichkeit. Deren Wurzeln in der Vaterstadt Coswig, mithin auch dieses Coswig/Anhalt als frühester Nährboden für Hermann Cohens „jüdisch-deutsches Menschheitsgefühl“ sind das Thema dieses Aufsatzes.

Hermann Cohen, ein Überblick

1842, 4. Juli, frühmorgens 8 Uhr: HC wird in Coswig/Anhalt als Sohn des jüdischen Lehrers und Vorsängers Gerson Cohen und dessen Frau Friederike Cohen, geb. Salomon geboren.
1842 –53: HC wächst in Coswig auf, besucht die von seinem Vater geleitete jüdische Schule und (seit 1848) die Stadtschule.

1853 –57: HC ist Gymnasiast (bis zur Sekunda) des Herzoglichen Gymnasiums in Dessau.

1857-64: HC ist Schüler des Jüdisch-theologischen Seminars (Fränckelsche Stiftung) in Breslau, bricht die begonnene Rabbinerlaufbahn jedoch ab, immatrikuliert sich 1861 an der Königlich Preußischen Universität zu Breslau und belegt philologische und philosophische Vorlesungen. Er erhält am 5. August 1864 als externer Abiturient das Reifezeugnis des St.-Matthias-Gymnasiums in Breslau.

1864-65: HC setzt sein Studium an der Berliner Universität fort (hauptsächlich philosophische, sprachphilosophische, völkerpsychologische Vorlesungen).

1865, 19. Oktober: HC erhält das Doktordiplom der Universität Halle. Das Thema der Dissertation lautet “Philosophorum de antinomia necessitatis et contingentiae doctrinae”.

1865 –73: HC lebt als Privatdozent in Berlin, gibt Seminare zu philosophischen Themen, veröffentlicht erste Aufsätze. Ein Habilitationsversuch an der Berliner Universität scheitert.

1871: “Kants Theorie der Erfahrung” erscheint (Verlag Ferdinand Dümmler Berlin) und macht HC als eigenständigen „neukantianischen“ Philosophen bekannt.

1873: HCs Mutter stirbt im April in Coswig und wird auf dem jüdischen Friedhof beigesetzt. Das Grab ist nicht erhalten. HC kann sich, von Philosophieprofessor Friedrich Albert Lange gefördert, an der Universität Marburg habilitieren (Oktober).

1875: HC erhält ein unbesoldetes Extraordinariat für Philosophie an der Universität Marburg.

1876-1912: Nach dem Tode Langes erhält HC am 5.2.1876 in Marburg, als Langes Nachfolger, eine ordentliche Professur für Philosophie, als erster Jude in Deutschland. Er hat dieses Ordinariat bis zum Juli 1912 inne, wird in dieser Zeit zum Begründer und Oberhaupt der Marburger Schule des Neukantianismus, einer der bekanntesten philosophischen Strömungen des Kaiserreiches. Zu seinen Schülern zählen Ernst Cassirer (1874-1945)⁵, Kurt Eisner (1867-1919), José Ortega y Gasset (1883-1955), Dimitry Gawronsky (1883-1949), Albert Görland (1869-1952), Nicolai Hartmann (1882-1950), Heinz Heimsoeth (1886-1975), Walter Kinkel (1871-1938)⁶, Boris Pasternak (1890-1960)⁷, Ernst Reuter (1889-1953)⁸, Karl Vorländer (1860-1928).

1877: Mit “Kants Begründung der Ethik” (Verlag Ferdinand Dümmler Berlin) setzt HC seine Interpretation der Philosophie Immanuel Kants fort..

1878, 6. Juni: HC heiratet Martha Lewandowski (1860-1942), die Tochter des bekannten jüdischen Komponisten Louis Lewandowski und seiner Frau Helene.

1879, 26. Juli: HCs Vater stirbt in Marburg und wird auf dem dortigen jüdischen Friedhof am Alten Kirchhainer Weg begraben. Die Grabstelle ist erhalten.

1880: HC veröffentlicht die Schrift “Ein Bekenntnis in der Judenfrage” (Verlag Ferdinand Dümmler Berlin), mit der er sich in den von Heinrich von Treitschke ausgelösten Berliner Antisemitismustreit einschaltet.

1888: Im Prozeß gegen einen Marburger Antisemiten wird HC vom Königlichen Landgericht Marburg als Gutachter bestellt. Sein Gutachten mit dem Titel “Die Nächstenliebe im Talmud” ist ein leidenschaftliches Plädoyer für die tiefe Humanität der jüdischen Religion, gegen den erneut an Einfluß gewinnenden Antisemitismus.

1889: Die Schrift “Kants Begründung der Ästhetik” (Verlag Ferdinand Dümmler Berlin) schließt die Reihe der Interpretationen der Philosophie Immanuel Kants ab.

1902: Mit der “Logik der reinen Erkenntnis” (Verlag Bruno Cassirer Berlin) erscheint der erste Teil von Cohens eigenem „System der Philosophie“.

1904: Die “Ethik des reinen Willens” erscheint als 2. Teil des „Systems der Philosophie“ wiederum bei Bruno Cassirer Berlin. HC wird Mitglied des Kuratoriums der “Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums” in Berlin.

1912: HCs 70. Geburtstag wird von seinen Schülern und Anhängern gefeiert. Studenten und Freunde bringen ihm am 25.7. einen Fackelzug dar. HC reicht, nach fast 4 Jahrzehnten Lehrtätigkeit in Marburg, sein Entlassungsgesuch ein. An der Berliner “Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums” wird ein Hermann-Cohen-Lehrstuhl für Religionsphilosophie

gestiftet. Die „Ästhetik des reinen Gefühls“ erscheint als dritter, abschließender Teil des „Systems der Philosophie“ in 2 Bänden (Verlag Bruno Cassirer Berlin). HC verlegt seinen Wohnort nach Berlin.

1913-18: HC hält Vorlesungen an der Berliner „Hochschule für die Wissenschaft des Judentums“. Franz Rosenzweig (1886-1929)⁹, sein Schüler dieser Spätphase, debattiert mit ihm in dem Offenen Brief „Zeit ist's...“ (1913) über das jüdische Bildungsproblem. Auf einer Reise durch Polen, Russland, das Baltikum (1914) führt HC intensive Gespräche mit Vertretern des Ostjudentums. 1915 erscheinen die Schriften „Deutschtum und Judentum“ (Verlag Töpelmann Gießen), „Die dramatische Idee in Mozarts Operntexten“ (Verlag Bruno Cassirer Berlin), „Der Begriff der Religion im System der Philosophie“ (Verlag Töpelmann Gießen). HC und Martin Buber (1878-1965) debattieren über den Zionismus und die Zukunft der Juden in Deutschland (1916). Unter HCs Mitwirkung erscheint die Zeitschrift „Neue jüdische Monatshefte“ (1916-1918). Das Manuskript seines großen Spätwerkes „Die Religion der Vernunft aus den Quellen des Judentums“ wird weitgehend fertiggestellt. Es erscheint 1919 (Verlag Fock Leipzig) bzw. in gründlich überarbeiteter Ausgabe 1929 (Verlag J. Kauffmann Frankfurt am Main).

1918, 4. April: HC stirbt in Berlin und wird auf dem jüdischen Friedhof Berlin-Weißensee begraben. Das Grab ist erhalten. Die Inschrift (in deutscher und hebräischer Sprache) auf dem Grabstein lautet:

„Platons strahlende Welt und Kants erleuchtete Tiefe
Strahlten dir, Großer, in eins: musisch erklangen sie dir.
An der prophetischen Glut entbrannte die lodernde Fackel:
Sterbliches bargen wir hier, lodere heller, o Glut.“

Coswig, Juden, Emanzipationszeiten

In Coswig wurde Hermann Cohen am 4. April 1842 geboren. Hier wuchs er auf, hier lebte er den Alltag des jüdischen Knaben bis zu seinem 11. Lebensjahre, bevor er nach Dessau aufs Gymnasium geschickt wurde. Hier hat er als Schüler, als Student, als Doktorand, als mittelloser Privatdozent die Ferienzeit verbracht, fleißig über die Lehrbücher gebeugt, erste eigene Denkwege erprobend, mit dem Vater debattierend. Ein Brief aus dem Sommer 1873 schildert einen typischen Coswiger Sommertag des ambitionierten jungen Philosophen: „Ich stehe kurz nach 4 Uhr auf, gehe sofort mit einem Buche auf die Straße und in den Schloßgarten, trinke um 6 Kaffee und hole mir gleich darauf die Volks-Zeitung, meist schon vorher, oder einen Brief. Dann setze ich mich in meine Laube und arbeite bis 11 Uhr, der ganze Vormittag gehört der Mathematik. Zwischen 11 bis 12 Uhr wird gebadet. Die Bank, von der aus der schöne Blick über die Elbe offen ist, steht noch. Nach Tische lese ich Geschichtliches, nach dem Kaffee bis 7 Uhr Philosophisches. Gegen 8 gehe ich spazieren, und um 10 Uhr bin ich zu Bette...“¹⁰

In Coswig hat Cohen auch sein erstes Buch geschrieben, „Kants Theorie der Erfahrung“ (1871), ein die Konturen seines Philosophierens erstmals umreißendes Werk, das ihm, da es von Friedrich Albert Lange (1828-1875), Professor der Philosophie an der kleinen hessischen Universität in Marburg, begeistert aufgenommen wurde, endlich – er war schon jenseits der Dreißig - den Weg zur akademischen Karriere und materiellen Sicherheit ebnete.

Friedrich Albert Lange, der engagierte Demokrat und Gelehrte – auch sein Abdruck im Gedächtnis der Gegenwart ist nur noch schwach sichtbar. Mit seiner Schrift „Die Arbeiterfrage“ (1865) trat Lange früh für die Emanzipation des „vierten Standes“ ein. Als Herausgeber der Zeitung „Bote vom Niederrhein“ schuf er sich ein eigenes Medium, seine Überzeugungen und politischen Forderungen präsentieren zu können: staatliche Einigung Deutschlands auf großdeutschem Wege, ohne preußische Vorherrschaft; Gründung einer demokratischen Volkspartei; umfassende demokratische Reformierung von Staat und Gesellschaft. Bei der

Arbeit an seinem bekanntesten Buch, „Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart“, stieß Lange auf Cohens Schrift „Kants Theorie der Erfahrung“. Er schickte einen seiner Schüler, August Stadler (1850-1910), 1872 nach Berlin, damit dieser sich jenen geistreichen jungen Kantinterpreten aus der Nähe ansehe.¹¹ Von Cohens Kantinterpretation beeindruckt, nahm er in der 2. Auflage seiner „Geschichte des Materialismus“ erhebliche Veränderungen vor und bekannte dazu offen: „Die Veränderungen gegenüber der ersten Auflage sind einer hauptsächlich durch das Buch Dr. Cohens veranlaßten erneuten Revision des ganzen Kantschen Systems zuzuschreiben“.¹² Cohen konnte sich 1873 an Langes Lehrstuhl in Marburg habilitieren. 1875 erhielt er eine außerordentliche Professur für Philosophie. Im Jahr darauf starb Lange an einem Krebsleiden. Die freigewordene ordentliche Professur wurde 1876 Hermann Cohen – er ist der erste Jude jener Emanzipationsepoche, dem dies ermöglicht wurde – zugesprochen. „Zwar hatten einige Mitglieder der Fakultät in der Kommission Zweifel geäußert, ob die Ernennung eines Nichtchristen zum Inhaber eines philosophischen Lehrstuhls sich mit der Tradition der hessischen Universität vertragen würde. Marburg war im Zeitalter der Reformation entstanden als die erste vom Ursprung her lutherische Hochschule, und protestantische Theologie hatte dort stets im Wissenschaftsbetrieb ihre Wichtigkeit behauptet.“¹³ Doch Cohen bekam die Professur, nicht zuletzt wohl aus Gründen der Pietät dem verstorbenen Lange gegenüber.

Coswig war um die Mitte des 19. Jahrhunderts ein Städtchen von etwa 4000 Einwohnern. Die Coswiger ernährten sich von Holzhandel, Elbeschiffahrt, Fischerei, Ackerbau, es gab kleinere Industriebetriebe: eine Wollgarnspinnerei, eine Tuchfabrik, zwei Segel- und Segelleinwandfabriken, eine Farbenfabrik, eine Bierbrauerei. Die Stadt besaß einen für ihre weitere Entwicklung bedeutsamen Anschluß an die Berlin-Anhaltische Eisenbahnlinie. Im religiösen Leben dominierte die evangelische Konfession. Der Regionalhistoriker Ferdinand Siebigk führt genaue Zahlen an: „Coswig (...) hat in 607 Häus(ern) und 940 Familien 3957 Einw(ohner) (...) worunter 1205 Männer, 1367 Weiber über, 729 Knaben, 656 Mädchen unter 14 Jahr, also überhaupt 1934 männliche, 2023 weibliche und 3883 Evang(elische), 18 Luth(erische), 3 Ref(ormierte), 8 Kath(oliken), 43 Juden...“¹⁴

Juden hatten in Coswig seit 1777 Aufenthaltsrecht. Nur wenige Familien lebten in der Stadt. Im Jahr 1833 zählte der Regionalhistoriker Heinrich Lindner 14 jüdische Familien, etwa 60 bis 70 Personen.¹⁵ Mit zunehmender Emanzipation und Freizügigkeit, vor allem ab 1871, verringerte sich auch die Zahl der Coswiger Juden beständig. Die jüdische Gemeinde kam dadurch in die Verlegenheit, die erforderlichen 10 Männer für das Minjan nicht mehr aufbringen zu können: „Der regelmäßige Sabbatgottesdienst in der hübschen, im Jahre 1800 erbauten und 1843 erneuerten Synagoge zu Coswig hörte in der Mitte der sechziger Jahre auf, das Minjen war knapper und knapper geworden, war selbst bei Jahrzeiten nicht mehr zu beschaffen; zu den hohen Feiertagen mußten Minjenleute von auswärts verschrieben werden.“¹⁶ Der deutsch-französische Krieg brachte nochmals Leben in das zunehmend verwaiste Gotteshaus: „Am Bußsabbat des Jahres 1870 zogen von Wittenberg etwa 700 französische Gefangene in das schon längst nicht mehr bewohnte Schloß zu Coswig, das 1866 als Lazarett benutzt war, ein. Unter ihnen war eine ganze Anzahl Glaubensgenossen. Diesen wurde schon am bald folgenden Versöhnungstage gestattet, in Begleitung eines deutschen Unteroffiziers die Synagoge zu besuchen, und zum erstenmal konnte nach langer Zeit wieder am Laubhüttenfest Gottesdienst abgehalten werden.“¹⁷

Coswig lag in Cohens Jugendzeit im Herzogtum Anhalt-Bernburg; mit dem Tode des letzten - geisteskranken - Bernburger Herzogs, Alexander Karl (1805-1863), und dem damit gegebenen Aussterben der Bernburger Linie, gehörte es zum wiedervereinigten Herzogtum Anhalt, mit Dessau als Hauptstadt. Anhalt-Bernburg und Anhalt-Dessau – diese beiden Kleinstaaten haben Rahmenbedingungen geschaffen für das Leben der Coswiger Juden, für das Heranwachsen, auch

das geistige Heranwachsen des jungen Cohen.

Anhalt-Bernburg hat in der Judenpolitik mehrere beachtliche emanzipatorische Akzente gesetzt. Ein Erlass des Herzogs Alexius (1767-1834) aus dem Jahre 1810 hatte, den damaligen preußischen Reformen nachfolgend, die "Verbesserung des moralischen und bürgerlichen Zustandes der jüdischen Untertanen im Herzogtum Anhalt-Bernburg" erstrebt und viele rechtliche Beschränkungen und soziale, berufliche Behinderungen aufgehoben. Dr. Salomon Herxheimer (1801-1884), als Landesrabbiner seit 1831 auch für die Coswiger jüdische Gemeinde zuständig, wirkte als weit über die Landesgrenzen bekannte Autorität engagiert im Geiste der gemäßigten Reformbewegung. Die Ereignisse von 1848/49 brachten den in Anhalt-Bernburg lebenden Juden zeitweilig die bürgerliche und religiöse Gleichberechtigung; womit das kleine Herzogtum in der vordersten Reihe der Emanzipationsbestrebungen in deutschen Landen stand.¹⁸ Wenn dieser Revolutionsüberschwang auch bald zurückgenommen wurde, so gab er doch ein kräftig nachwirkendes Signal: Was in jener Zeit an Gleichberechtigung, an Akzeptanz, an Einbeziehung in die politisch-sozialen Belange des Gemeinwesens erfahren ward, das wandelte sich in der Folge „zu jüdisch-politischen Idealen, die weitgehend anstelle vorheriger gruppenmäßig-jüdischer Zielsetzungen traten, selbst wenn dies auf Kosten des Gruppenkonnexes geschah. So bedeutete also die Revolution für die meisten Juden eine Stärkung des Verbundenheitsgefühls mit dem deutschen Volke - wobei das gutgesinnte Volk dem judengegnerischen *Pöbel* gegenübergestellt und idealisiert wurde. Auf dieser Basis war man von nun an in der Politik liberal oder radikaldemokratisch oder sogar sozialistisch, jedenfalls aber in der Ideologie dem deutschen *Volke* verbunden, das man ebenfalls auf solchen politischen Bahnen zur vollen Freiheit und Gleichberechtigung fortschreiten zu sehen hoffte. Auf dieser Ebene, wie selbstverständlich auch im kulturellen Bereich, empfand man sich stolz als Deutscher, indem man Deutschsein im humanistischen Sinne, das heißt als Freisein und Menschsein, auffaßte."¹⁹ Der Historiker Jacob Toury beschreibt hier einen tiefgreifenden Mentalitätswandel innerhalb des deutschen Judentums, der auch die Folie für Hermann Cohens „jüdisch-deutsches Menschheitsgefühl“ bildete.

Auch Anhalt-Dessau, in unmittelbarer Nachbarschaft von Coswig gelegen, hat den heranwachsenden Cohen mitgeprägt. Von 1853 bis 1857 lebte Cohen als Gymnasiast²⁰ in Dessau, der größten Stadt von Anhalt. Auch Dessaus Juden hatten die Emanzipationserfahrung 1848/49 durchlebt. Und Dessau hatte eine starke, weit über die Region hinaus wirksam gewordene, durch den hier geborenen Moses Mendelssohn (1729-1786) inspirierte reformjüdische Tradition: die 1799 gegründete jüdische Freischule, eine der frühesten allgemeinbildenden jüdischen Schulen in Deutschland; die in deutscher Sprache und Schrift gedruckte Zeitschrift „Sulamith“ (1806-1848); das Wirken eines David Fränkel (1779-1865), eines Moses Philipppson (1775-1814), eines Joseph Wolf (1762-1826), der am 22. Oktober 1808 als einer der ersten in einer (Dessaus) Synagoge eine Rede in deutscher Sprache in einem jüdischen Tempel hielt...²¹

Elternhaus, Gelehrsamkeit

Die kleine Coswiger jüdische Gemeinde folgte weitgehend dem orthodoxen Ritus, doch die geistig Interessierten konnten von den erlebten emanzipatorischen Wandlungen und aufscheinenden Horizonterweiterungen nicht unberührt bleiben. Cohens Vater, Gerson Cohen (1797-1879), der ursprünglich aus Fraustadt (Wszowa/ Region Zielenka Gora) stammte, in jungen Jahren nach Anhalt eingewandert war und in Oranienbaum seine Frau, Friederike geb. Salomon (gest. 1873), gefunden hatte, war ein geistig reger Mann. Er hatte in seiner Jugend eine Talmud-Schule besucht und besaß umfangreiche Kenntnis der jüdischen Tradition und Überlieferung; er hatte sich aber auch selbständig in weltliche Wissensgebiete vertieft: deutsche Literatur,

Geschichte, naturwissenschaftliche Bereiche, selbst die französische Sprache. In der Coswiger Gemeinde war er Vorsänger in der Synagoge und zugleich Lehrer der jüdischen Kinder. Sein Wissen wusste er mit großem pädagogischen Geschick zu vermitteln: „Cohens Vater war geradezu ein pädagogisches Genie. Seine Schüler und Schülerinnen, welche zwei Generationen umfaßten, liebten ihn und freuten sich von einer Unterrichtsstunde auf die andere. Sie schloß sich im Sommer, wo der Schulunterricht von 7 bis 11 Uhr dauerte, unmittelbar an diesen in dem Gemeindehause, das auch Cohens Geburtshaus war, an. Die Schüler waren nie zu müde, die Temperatur war nie zu hoch für eine fünfte Stunde. Daß hier alle etwas lernten, kann nicht Erstaunen erregen. Selbst die Unbegabten konnten, wenn sie mit vierzehn Jahren die Schule verließen, die wichtigsten Gebete übersetzen. Die anderen übersetzten den Pentateuch, einige andere biblische Bücher, einige bevorzugte Bibelerklärungen, Schulchan orach usw. und der Schreiber dieser Zeilen durfte als Belohnung für besonderen Fleiß den Robinson Crusoe hebräisch lesen. Die Schülerinnen mußten die Offenbarungsgeschichte aus dem 2. Buch Mose übersetzen lernen. Alle ohne Ausnahme lernten hebräische Grammatik vom Anfang des Unterrichts an, was den Unterricht ganz besonders interessant gestaltete. Man lernte die unregelmäßigen Zeitwörter so selbstverständlich wie die französischen und später die griechischen. Der Lehrer legte das Hauptgewicht darauf, daß der Schüler in jedem Worte die Wurzel erkannte.“²²

Friederike Cohen betrieb im Wohnhaus, dem der Synagoge benachbarten jüdischen Gemeindehaus, einen Handel mit Damenhüten und anderen Modewaren und trug damit nicht wenig zur Ernährung der Familie bei.²³ Cohens Eltern hielten an den traditionellen Bräuchen und Vorschriften fest; aber diese wurden zunehmend ein formales Ritual – jedenfalls wurden sie von dem heranwachsenden Sohne so empfunden. Hermann Cohen schildert ein Pessachfest im Jahre 1872 in seinem Coswiger Elternhaus wie folgt: „Der Seder langweilt mich grade so gut wie Sie. Aber mein geliebter Vater gibt ihn, und ohne jede Inanspruchnahme einer echten Judenempfindung. Der erste Theil wird vielleicht in zwanzig Minuten, höchstens einer halben Stunde überflogen, längere auch kürzere Betrachtungen über den Marsch durchs Rothe Meer werden sorgfältig vermieden. Es geht Alles ohne jede orthodoxe Prätension vor sich, und die berühmte Gemüthlichkeit und Weihe des Sederabends reducirt sich lediglich darauf, daß ein zärtlich geliebter Sohn, den Dreißig nahe, mit seinen bejahrten Eltern am hell erleuchteten Tisch sitzt, des Vaters Hand hält und mit zitternder Freude vom Vater auf die Mutter und von der Mutter auf den Vater blickt...“²⁴

Im Jahr 1870, bei Anbruch des deutsch-französischen Krieges, ging Gerson Cohen, der gläubige Jude, zum Betttag in die Evangelische Kirche.²⁵ Es war dies ein Zeichen der patriotischen Verbundenheit mit diesem Lande und den christlichen Mitbürgern, ein Zeichen des Überschreitens der durch die Konfession und Ideologien geforderten Grenzen. Ein Zeichen auch für die sich im heranwachsenden Sohn mehr und mehr ausformenden jüdisch-deutsche Synthese.

Die Erziehung im Elternhause beschränkte sich nicht mehr auf die Vermittlung jüdischer Tradition. Hermann Cohen las und besprach mit dem Vater neben dem Alten Testament, dem Talmud, den Schriften von Maimonides oder Mendelssohn auch die Werke von Schiller, Lessing, Goethe, Herder oder Shakespeare. Dies alles in der Atmosphäre einer ganz dem Geistigen, dem Wissenserwerb und der Weitergabe dieses Wissens geweihten Lebenshaltung, mit welcher der Vater dem Sohn zum Vorbild wurde: „So wenig es mir neu ist, so erscheint es mir doch stets von neuem unerhört, wie ein Mann, ein Vater, so fern von allem sinnlich-Selbstischen sein ganzes Glück darin finden kann, daß sein Sohn geistigem Erwerbe lebt. In Bezug auf das Materielle macht er sich zwar schwere Sorgen, aber er bleibt heiter in einem Bewußtsein, das wenige Gelehrte tragen.“²⁶

Neben den Unterricht durch den Vater, zu Hause und in der kleinen jüdischen Schule, trat der Unterricht in der Coswiger Stadtschule – was seit 1848, als Resultat der revolutionären Ereignisse, auch den jüdischen Kindern des Ortes möglich war. Hier hörte der junge Cohen, der Lieblingsschüler des Rektors Julius Hofmann, zum Beispiel „daß Fürst Wolfgang von Anhalt-Köthen nach der Schlacht bei Mühlberg sein Land verlassen mußte, weil er sich wegen der Reichsacht auch unter seinem Volke nicht mehr sicher fühlte. ‚Ich weinte bitterlich. Dieses Ereignis hat damals auf mich denselben Eindruck gemacht wie der Verkauf Josephs durchs eine Brüder.‘ Ein jüdisches und ein deutsch-protestantisches Heimatgefühl sind seit jenen Kindertagen bis ans Lebensende in Hermann Cohen miteinander gegangen. So heftig sie draußen sich verzerren, so schrill sie sich befehden mochten, ihm waren die beiden religiösen Elemente in der Naivität der Empfindung vereinigt. Der Landsmann Moses Mendelssohns stand auf der Brücke, die die deutsche Aufklärung geschlagen hatte.“²⁷

Weltbürgertum, Zionismus, Antisemitismus

Der gemeinsame Nenner, den Cohen für diese jüdische und diese deutsche Tradition fand, leuchtet in diesen Coswiger Lernjahren erstmals auf: Weltbürgertum, Menschheitsgedanke, weltbürgerliche Humanität. Dieser Richtung – eine in jener Emanzipationsepoche keineswegs illusorisch erscheinende Richtung - folgte Cohen beharrlich, ihre Substanz Schicht für Schicht tiefer auslotend, sie gegen zweifelnde Gemüter leidenschaftlich verteidigend. Es wurde ihm damit möglich, im „Judentum“ wie im „Deutschtum“ gleichermaßen tief zu wurzeln²⁸, „Volljude und dennoch gleichzeitig Volldeutscher“ zu sein²⁹. Wichtigste Gewährsmänner für die weltbürgerliche Substanz, den weltbürgerlichen Auftrag der jüdischen Tradition wurden ihm die alten Propheten des Volkes Israel und ihr Messianismus: „der Begriff der Menschheit hat seinen Ursprung im *Messianismus* der alten jüdischen Propheten (...) *Der Messianismus aber ist der Grundpfeiler des Judentums*; er ist seine Krone und seine Wurzel.“³⁰ Wichtigste Gewährsmänner für die weltbürgerliche Substanz, den weltbürgerlichen Auftrag der deutschen Tradition wurden ihm Lessing, Herder, Schiller, Goethe, Wilhelm von Humboldt, Leibniz, Mozart oder Beethoven; und allen voran Immanuel Kant³¹, der Königsberger Weltweise, der in seiner Ethik als kategorischen Imperativ formuliert hatte: In jedem Mitmenschen solle man den Menschen, seine Würde und Autonomie achten; der Mitmensch dürfe niemals bloßes Mittel zum Zwecke sein, er sei immer zugleich Selbstzweck.

Als Cohen erstmals in Marburg weilte, um sich Friedrich Albert Lange vorzustellen, einem nicht minder großen Verehrer von Immanuel Kant und dessen Ethik, führten beide ein längeres Gespräch, in dessen Verlauf Lange anmerkte, daß beider Ansichten über das Christentum vermutlich verschieden seien. Doch Cohen verneinte dies: „Nein, denn was Sie Christentum nennen, nenne ich prophetisches Judentum.“³² Das Verbindende, Weltbürgerliche dominiert hier schon alle vorhandenen, gewiß reflektierten Unterschiede.

Das weltbürgerliche Ideal: die Perspektive einer in Frieden und sozialer Gerechtigkeit vereinigten Menschheit, gleichberechtigt in ihr wirkend alle Nationen und Völker, geachtet in ihr jeder Mensch als Mensch, die Perspektive, in Cohens Terminologie, der „Allheit“ und des „Weltstaates der Gerechtigkeit“ – dies wird zum strengen Maßstab für die Realität; für die der deutschen Nation, ihrer gesellschaftlich-kulturellen Bestrebungen und ihrer staatlichen Gebilde ebenso wie für die des jüdischen Volkes. Letzterem, dem nach Zerstörung des Jerusalemer Tempels der Heimat Beraubten, in viele Länder des Erdballs Zerstreuten, wird als weltgeschichtliche Aufgabe zugewiesen: das jeweilige Gastland sich zum Heimatland zu machen, dies keineswegs unter Aufgabe der eigenen Substanz, sondern diese einbringend im Geiste der Gestaltung der universalen Menschheitsidee: „Der Einzige Gott hat uns unser Vaterland entrissen, um es in der Menschheit uns wiederzugeben. Der Einzige Gott kann nicht

der Gott *eines* Staates, er kann nur der Gott der in Sittlichkeit vereinigten Menschheit sein.“³³

In diesen Horizonten mußte Hermann Cohen dem seit Ende des 19. Jahrhunderts unter jüdischen Intellektuellen, vor allem auch im Ostjudentum einflussreichen Zionismus engagiert, ja zutiefst leidenschaftlich entgegenwirken. Das Streben nach Schaffung einer gesonderten jüdischen Heimstätte in Palästina stand für ihn in einem tiefen Gegensatz zur weltbürgerlichen Aufgabe des Judentums. Gerade die historisch gegebene Zerstreuung der Juden unter die Völker der Erde, die Mannigfaltigkeit der hierbei gewonnenen historischen Erfahrungen, das millionenfach erfahrene Leid³⁴ vor allem, waren für ihn reichste Wirkkräfte im Dienste der, im jeweiligen Heimatland zu verwirklichenden, Menschheitsidee.

Charakteristisch ist in dieser Hinsicht die Debatte, die Cohen 1916 mit Martin Buber (1878-1965), dem gefeierten Neuentdecker des Chassidismus, führte. Nachdem der berühmte Philosoph in einer Zeitschrift seinen Standpunkt des Menschheitsideals dargelegt hatte, konterte Buber mit einem “Offenen Schreiben“ an Hermann Cohen, publiziert in seiner, schnell zu einem Zentrum der zionistischen Bewegung gewordenen Zeitschrift “Der Jude“. Woraufhin Cohen seinerseits eine angriffslustige “Antwort auf das Offene Schreiben“ veröffentlichte. Auch 1916 noch, im die Problemlagen des Zeitalters tief umwühlenden, das weltbürgerliche Ideal verhöhnenden, in Deutschland und anderen Kriegsländern zugleich die inneren Widersprüche zuspitzenden Weltkrieg, hielt Cohen an seinen Überzeugungen fest. Für die zionistisch gesinnten jüdischen Intellektuellen hingegen war Hermann Cohen, bei allem Respekt vor seiner geistigen Größe, tragischer Verfechter eines von der geschichtlichen Erfahrung längst widerlegten Standpunktes geworden: „Wir haben von der Geschichte die entgegengesetzte Lehre empfangen: daß wir hier, in dem nicht von uns selber bestimmbar Leben der Zerstreuung, das Judentum nicht verwirklichen können. Bekennen können wir hier, aber nicht tun; mit dem Dulden für Gott zeugen, aber nicht mit dem Schaffen; das Jubeljahr preisen, aber nicht es einführen“³⁵

Auf den in Deutschland nie ganz verstummten, seit den 1870er Jahren wieder verstärkt aufkommenden Antisemitismus hat Cohen mit nicht geringerer Sorge und mit nicht geringerer Empfindlichkeit reagiert. In den 1879/80 die Gelehrtenwelt erschütternden, vom preußisch-nationalen Historiker und Politiker Heinrich von Treitschke (1834-1896) ausgelösten sog. Berliner Antisemitismustreit schaltete er sich mit einer Bekenntnisschrift – „Ein Bekenntnis in der Judenfrage“ (1880)³⁶ – ein: In den von ihm herausgegebenen, einflußreichen “Preußischen Jahrbüchern” hatte sich Treitschke, in dem Aufsatz “Ein Wort über unser Judentum”, aggressiv antijüdisch geäußert: Die Juden seien undankbar, sie wüßten die ihnen gewährte Emanzipation nicht zu würdigen; wovon die Tatsache zeuge, daß nur wenige Juden bereit seien, den alten Glauben aufzugeben und sich taufen zu lassen. Die Juden müßten sich “rückhaltlos entschließen, Deutsche zu sein, wie es ihrer Viele zu ihrem und unserem Glück schon längst geworden sind”.³⁷ Treitschkes plakatives Resümé: “Die Juden sind unser Unglück!” wurde ein geflügeltes Wort und später ja auch vom nationalsozialistischen “Stürmer” aufgegriffen. Liberal gesinnte Intellektuelle reagierten empört auf diese Auslassungen. In der Berliner “Nationalzeitung” erschien eine Gegenerklärung, die von 75 Wissenschaftlern, unter ihnen Theodor Mommsen, Gustav Droysen, Rudolf Virchow, Beamten und Kaufleuten unterzeichnet war. Eine literarische Debatte folgte, in der vor allem Mommsen, der Historiker Harry Breßlau, die jüdischen Gelehrten Heinrich Graetz und Moritz Lazarus federführend gegen Treitschke und dessen Anhänger polemisierten.

Als Gutachter im Prozeß gegen einen Marburger Antisemiten – dies als zweites von vielen möglichen Beispielen - verfasste Cohen 1888, auch als Gegengewicht gegen den anderen vom Gericht bestellten Gutachter: den bekannten Göttinger Orientalisten und Antisemiten Paul de Lagarde (1827-1891)³⁸, die auf Beseitigung verbreiteter antisemitischer Vorurteile zielende

Abhandlung „Die Nächstenliebe im Talmud“. - Der Antisemitismus, der erneute Einbruch einer einflussreichen, aggressiven antijüdischen Bewegung in die deutsche Wirklichkeit, gerade auch in das deutsche Geistesleben, erschütterte Cohen sehr – aber, wie wiederum schon Kurt Eisner feinsinnig erkannte, „nicht sowohl weil er selber Jude war, ist diese Erscheinung ihm zur tiefwühlenden Tragik seines Daseins geworden. Er empfand vielmehr den Antisemitismus als Abfall von der Weltanschauung der Humanität, als die grundsätzliche Leugnung des sozialen Idealismus, in dem alle moderne Kultur und jede Zukunftsmöglichkeit wurzelt. Die Wertung, Sonderung, Ächtung der Menschen nach ihrer Geburt war für Hermann Cohen Versinken in die dunkle Vergangenheit klerikaler Feudalität.“³⁹ So formuliert die Grundthese in der genannten, auf Bekennen des eigenen Judentums und zugleich auf Vermittlung der Standpunkte bedachten Bekenntnisschrift von 1880 nicht zufällig eben das, was Cohen schon anlässlich seiner Marburger Unterhaltung mit Friedrich Albert Lange festgestellt hatte: „dass ich in dem *wissenschaftlichen Begriff der Religion* zwischen dem israelitischen Monotheismus und dem protestantischen Christentum eine Differenz nicht zu erkennen vermag“.⁴⁰

Sozialismus, Gerechtigkeit, Nächstenliebe

Der auf klassische, weltbürgerliche Perspektive hinauslaufende Idealismus der Erziehung in Cohens Coswiger Kindheit war ein sozial engagierter Idealismus. Er schärfte frühzeitig den Blick des Heranwachsenden für die soziale Problemlage der Zeit, für die Existenz von Leid, Armut, Ungerechtigkeit, für deren Hintergründe, für das Streben, mitzuwirken bei der Gestaltung einer besseren Welt: „Der Hiob unseres Zeitalters fragt nicht mehr, ob der Mensch überhaupt mehr Sonnenschein als Regen habe; sondern ob der eine Mensch mehr leide als sein Nächster“.⁴¹

Cohens Vater nahm regen Anteil am sozialen und politischen Geschehen. Gerson Cohen war „in politischer Beziehung Demokrat, las die ‘Berliner Volkszeitung’, die ‘Waage’ von Guido Weiß. Er war aber auch Sozialist: Sein Dienstmädchen mußte am Familientische die Mahlzeiten mit einnehmen.“⁴² Auch Hermann Cohen finden wir von seinen frühesten öffentlichen Bekundungen an im Lager eines engagierten, demokratisch gesinnten sozialen Idealismus. In einem Brief vom 14. Januar 1886 berichtet er von einem Vortrag vor Handwerkern und Arbeitern in einem Marburger Fortbildungsverein: Er habe gesprochen „vor Schlossergesellen und dgl. intelligentesten Landsleuten, was ich ernst zu nehmen bitte (...) über den kategorischen Imperativ. Und denken Sie, ich habe keinen philosophischen Ausdruck und kein Fremdwort gebraucht, die des Titels im ersten Wort beseitigt: der kategorische Imperativ oder das unbedingte Gebot. Ich habe über den Begriff des Staates oder den des Gesetzes, den Begriff der Gesellschaft oder den des Selbstzweckes, und den Begriff der Religion oder den der Pflicht gesprochen und bin allgemein verstanden worden. Der zweite Theil nämlich betraf den Socialismus, der in dem Gedanken beruht, daß der Mensch nicht blos Mittel für äußere Zwecke sei, sondern als Person, als sittliches Subjekt Selbstzweck sei. In dieser Beziehung lautet der kategorische Imperativ so: Handle so, daß Du die Menschheit sowohl in deiner Person als in der Person eines jeden Andern niemals *blos* als Mittel, sondern jederzeit zugleich als Zweck brauchst. So Etwas predigt sich besser vor Handwerkern als vor Commerzienräthen, als selbst im Lette-Verein. Die Leute schienen sehr dankbar erregt, und haben sicherlich weniger kritisirt, als die gebildeten Interessenten an dieser Mode...“⁴³

Die demokratischen und sozialistischen Überzeugungen, die Cohen schon im Elternhaus erfuhr, wurden durch das intensive Studium der Philosophie Immanuel Kants verstärkt und auf ein theoretisches Fundament gestellt. Ebenso bekräftigt wurden sie durch die Vertiefung in die jüdische Geistestradiation, insbesondere den Prophetismus: Als „Ethiker einer idealen Zukunft der Menschheit“ seien die Propheten „die Sozialisten des Altertums“⁴⁴; ihr vom Menschheitsgedanken geleiteter Idealismus sei „nichts anderes (...) als was wir heutzutage

Sozialismus nennen“.⁴⁵ Einige von Cohens Schülern wurden im Geiste dieses „ethischen Sozialismus“, mehr die Kantsche als die jüdische Komponente betonend, in der politischen Bewegung der Sozialdemokratie sehr aktiv: Kurt Eisner, ebenso Karl Vorländer, der in den damaligen Sozialismusdebatten – „Kant“ oder „Marx“? - wiederholt auf seinen Lehrer Cohen verwies: dieser habe als erster „offen auf die grundlegende Bedeutung der Kantschen Ethik für die Fundamentierung des Sozialismus hingewiesen“.⁴⁶ Cohen selbst konzentrierte sich auf die Begründungszusammenhänge der sozialistischen Idee im Rahmen seiner Philosophie: Die Menschheit sei mehr als nur die Summe der auf dem Erdball zufällig nebeneinander lebenden Völker; sie verkörpere eine gemeinsame sittliche Idee und weltgeschichtliche Aufgabe: die Verwirklichung von Humanität, Moralität, Gerechtigkeit, Würde und Autonomie für alle Menschen und Völker. Gerechtigkeit und Humanität seien - im Bündnis mit Wahrhaftigkeit, Bescheidenheit, Tapferkeit, Treue – die zentralen Tugenden der Menschheit, also Handlungsmaximen für den Einzelnen wie für Gesellschaft und Staat.⁴⁷

Hinzu kam die Betonung des Grundgebots der Nächstenliebe, die ebenfalls schon in Cohens Coswiger Zeit wurzelt.⁴⁸ Nächstenliebe sei „die Grundform der monotheistischen Sittlichkeit“, heißt es in dem schon erwähnten Gutachten über den Talmud, das Cohen 1888 für das Marburger Landgericht erstellte.⁴⁹ Die sich aus dem Talmud herleitende zentrale Forderung für das Judentum heiße: Menschlichkeit, Nächstenliebe, Fremdenliebe. Der Gott des Judentums sei kein Gott des Hasses (wie es die antisemitische Propaganda unterstellte); er habe vielmehr - „Und ihr sollt den Fremdling lieben“ (5. Mose, 10,18 f.) - die Liebe zu allen der Nationalität und dem Glauben nach Fremden zum Gesetz erhoben: „Der Gedanke, Gott liebe die Fremdlinge, verbindet den Gedanken, mit dem der Beruf Israels anfängt, den Gedanken der Erwählung, mit demjenigen Gedanken, mit welchem der Beruf Israels abschließt, dem Gedanken der messianischen Einheit des Menschengeschlechts. Beide Begriffe hat das Judentum erfunden, nicht bloß den einen. Die Fremdenliebe ist somit ein schöpferisches Moment in der Entstehung des Begriffs vom Menschen als dem Nächsten. Und ich habe für die Geschichte der moralischen Ideen die Tatsache festzustellen: daß die Nächstenliebe, genauer die Liebe zu dem der Nationalität und dem Glauben nach Fremden ein Gebot des Judentums ist“.⁵⁰ Was er aus dem kategorischen Imperativ Immanuel Kants als Forderung ableitete: daß jeder Mensch als Mitmensch, als Nächster zu behandeln sei, das formulierte Cohen auch als Grundbestand des Judentums.

Kunst, Musik, Menschheitsgefühl

Warum aber heißt es im eingangs zitierten Brief „Menschheitsgefühl“ und nicht etwa „Menschheitsidee“? Innerhalb des Cohenschen philosophischen Systems ist dem Gefühl das Feld der Ästhetik, der Kunstphilosophie zugeordnet. „Logik der reinen Erkenntnis“, „Ethik des reinen Willens“, „Ästhetik des reinen Gefühls“ sind die Titel seiner philosophischen Systemschriften – und wissenschaftliches Erkennen, sittliches Handeln und künstlerisches Gestalten sind die Felder, die sie ergründen wollen. Wir werden also mit dem Stichwort „Gefühl“ auf die Kunst und ihre Bedeutung für Hermann Cohen verwiesen.

Cohen war ein kunstbegeisterter, kunstdurchtränkter Mensch. Die Liebe zur Kunst, und hier vor allem zur Musik, ist einer der tiefsten Impulse für sein Lebenswerk.⁵¹ Die Wurzeln reichen wiederum bis in die Coswiger Jugendzeit zurück. In einem Brief aus dem Jahre 1885 schreibt er, sein „ganzes Dasein“ sei unter der „musikalischen Resonanz“ verlaufen, und „die unmittelbare Freude an der Musik“ sei „von frühester Jugend an“ ihm zuteil geworden.⁵² Cohens Vater und die Coswiger jüdische Gemeinde pflegte den traditionellen jüdischen Gesang. Als Gerson Cohen einmal erkrankt war, nahm der Sohn, mit einer angenehmen Singstimme begabt und eben einer vom Stamme der Cohanim, des Vaters Platz als Vorsänger in der kleinen Synagoge ein. Auch in

späteren Jahren, als Cohen schon Professor in Marburg war, hat er dies in der Coswiger Synagoge gelegentlich getan. „Mein Vater war Kantor. Und was für einer!“ – so erinnerte er sich gegen Lebensende an diese Ursprünge – „Ein wahrhaft jüdischer Kantor! Heutzutage kann ich nicht in die Synagoge gehen und mir ihren Gebets-Gesang anhören. Die jetzigen Kantoren sind alle Ignoranten, hohl, ohne jüdisches Gefühl...“⁵³

Über die Liebe zur Musik lernte Cohen auch seine Ehefrau Martha kennen. Hermann Lewandowsky, ein Jugendfreund Cohens, führte den jungen Philosophen in das Haus eines Berliner Verwandten, des jüdischen Musikers und Komponisten Louis Lewandowski (1821-1894), ein. An den Hausherrn, an dessen Gattin Helene und an die Tochter des Hauses band Cohen bald eine tiefe Freundschaft. Als königlicher Musikdirektor und Dirigent des Chors in mehreren Synagogen Berlins, vor allem als Komponist synagogaler Musik feierte Louis Lewandowski große Erfolge. Seine Kompositionen wurden in fast allen Synagogen Deutschlands, orthodoxen wie liberalen, gespielt; ihre Anziehungskraft war groß, da sie „eine gelungene Verbindung zwischen traditionellen Melodien und dem kleinbürgerlichen Geschmack des 19. Jahrhunderts“ darstellten.⁵⁴ Auch Lewandowskis Frau Helene war Künstlerin und in ihrer Jugend eine bekannte Konzertsängerin gewesen. In diesem musikfreudigen Berliner Hause war Cohen ein häufiger Gast – „und wenn er fern ist, klagt er in seinen Briefen, dass sein Durst nach Musik nicht gestillt wird, die er in ihrem Hause so genossen hat. Bei der Herzlichkeit ihrer Beziehungen zu dem Ehepaar Louis Lewandowski ist es nicht zu verwundern, dass er in ihrem Hause auch die eigene Lebensgefährtin in der jungen Tochter Martha gefunden hat.“⁵⁵ Durch die Heirat mit der jungen Martha Lewandowski im Jahre 1878 wurde der musische Geist in Cohen weiter verstärkt. Martha Cohen besuchte mit ihrem Mann fast alle Marburger Musikkonzerte, spielte Klavier, sang und musizierte gemeinsam mit ihrem Bruder Alfred, einem Berliner Arzt und passionierten Geiger, häufig im Familienkreise.⁵⁶

Wer Cohen nur oberflächlich kannte oder mit zu kleiner Schablone maß, dem mochte das Musische, das Gefühlsbetonte in ihm, dem, nach dem Ausspruch Boris Pasternaks, „realen Geist der mathematischen Physik (...) durchtränkt von der kostbaren Essenz, die sich in älterer Zeit in die Köpfe der Galileis, Newtons, Leibnizens und Pascals abgefüllt hatte“⁵⁷, seltsam erscheinen; eine Dissonanz, ein „Bruch“ gar in der Persönlichkeit. Von Paul Natorp (1854-1924), nach Cohen der zweite Mann der Marburger Philosophenschule, stammt das Wort, Cohens Denkweise gliche einem „Gedanken-Dichten“⁵⁸: „Auch bequemt er sich nun einmal (?) nicht zu einer schlichten *logischen* Darlegung, so sehr es sich um Logik handeln mag, sondern er *sieht* die Sachen gleichsam vor sich u. beschreibt, höchst lebendig, höchst anschaulich u. mit einem unerschöpflichen Reichtum an Verbildlichungen, was er sieht u., wie er meint, der andre auch sehen muß; sieht der es aber nicht, so - ist ihm nicht zu helfen. Er ist u. bleibt Poet in der *Art* seines Philosophierens...“.⁵⁹ Natorp empfand dieses „Dichten“ im Felde der vermeintlich streng objektiven wissenschaftlichen Erkenntnis, nach der die Marburger Philosophie erklärtermaßen strebte, als störend. Ein Karl Joel (1864-1934) hingegen, langjähriger Freund Cohens, Philosophieprofessor in Basel und - Sohn eines Rabbiners, hat es als Wesenselement, als konstitutiv für diese große Persönlichkeit erkannt: „Nach seinen älteren Schriften stand er mir vor Augen im Bilde eines heraklitisch ‘dunklen Weisen’, eines Magus des Nordens, eines scharfen, reifen, ja überreifen Gelehrten, der aus dem akademischen Kloster der Kleinstadt weltfern einen harten, herben Rationalismus dozierte, dem sich alles Sein nur im Denken beglaubigte, ja nur im Denken erzeugte, der die Welt der Natur mathematisch und die Welt der Kultur juristisch demonstrierte, kurz, der die bunte, schöne Welt aufgehen ließ in dialektische Abstraktionen. Doch wo fand ich ihn wieder? In Rom, spät abends im Café Aragno, ringsumher lachende, leichtlebige Italiener, und er selber sprühend von Temperament, von Lebensfreude, dort durch jährliche Besuche längst schon heimisch, wohnend ‘wie ein Student’ mit seinem besten Kameraden, seiner regsamen, hochmusikalischen Gattin, und er selber die Ohren voller

Musik und die Augen voll kindlich warmer, aufrichtiger Freude an Raffaels Wunderwerken. Und ich staunte: bei so schwerer Abstraktion so viel südliche Lebensfreude, bei so strenger Gedankenarbeit so viel künstlerisches Genießen, bei so reifer Weisheit so viel kindlicher Frohmüt, bei so turmfester Abgeschlossenheit des Geistes so viel freier Weltsinn! Und dann in den letzten Jahren bei häufigerer Begegnung in Berlin: welcher Durst nach Menschen, nach Debatten und nach Musik! Abend für Abend in Gesellschaft, und wenn Beethoven rief, in die Philharmonie! Welche Gegensätze: Marburg und Rom, Marburg und Berlin, strengstes Denken und eifrigstes Leben, Kampf und Musik! Dann aber begriff ich, wie diese Gegensätze sich bedingten, wie sie sich suchten, ja wie sie sich fanden zur Einheit. Suchte er doch auch in Leben und Kunst die klassische Formstrenge und innere Ordnung des Denkens und auch im Denken die Bewegung des Lebens und die Harmonie der Kunst.”⁶⁰

Cohens Verhältnis zur Musik kam Zeitgenossen zufolge dem einer demütigen Andacht gleich: “Wenn man Cohen Beethoven zuhören sah, ahnte man etwas von der Einpassung der reinen Erkenntnis in das reine Gefühl, und wenn er Schubert nachsummend interpretierte, wurde die Liebe beredsam, die den Willen verklärt. In sein Vorlesen - zumal eigener Manuskripte - klang ein Singen fernher hinein. Vielleicht wirkte hier Altjüdisches sich durch.”⁶¹ Beethoven, Schubert – damit sind zentrale Vorlieben in Cohens Musikgeschmack genannt.⁶² Hinzu kommen vor allem Mozart, dessen „Zauberflöte“ für Cohen ein Höhepunkt der Musikgeschichte war⁶³, und aus der jüdischen Tradition viele traditionelle, orthodoxe Weisen.

Der tiefere Grund für dieses andächtige Verhältnis zur Musik aber liegt darin, daß in ihren großen Werken nach Cohens Auffassung das weltbürgerliche Menschheitsideal, der Humanitätsgedanke lebendig geworden ist – in den reinsten, tiefsten Gestaltungsmöglichkeiten, die dem Menschen gegeben sind. Kunst „gewinnt für Cohen ausschließlich als Träger der Humanität ihren Sinn.“⁶⁴ Menschenliebe ist für Cohen die „sittliche Voraussetzung der Kunst“; diese gestalte in ihren großen Werken die Würde des Menschen und die „Liebe zur Menschenwürde“.⁶⁵ Cohens Kunstauffassung steht, so wird nun evident, in engstem Zusammenhang mit seiner Ethik, seinem „ethischen Sozialismus“. Kurt Eisner hat Cohens Kunstphilosophie den „ersten Versuch einer sozialistischen Kunstbetrachtung genannt“.⁶⁶

Die Ästhetik, die Kunstphilosophie war Cohen folglich die wichtigste philosophische Disziplin, und seine eigene Kunstphilosophie, die „Ästhetik des reinen Gefühls“ (1912), war nicht zufällig das die philosophischen Systemschriften abschließende, krönende Buch. Und zugleich, neben der Altersschrift „Religion der Vernunft aus den Quellen des Judentums“ (1919), sein persönlichstes Buch. Religion, Kunst, Liebe zur Menschenwürde, das Gefühl - hier ist die Tiefenschicht in Cohens Persönlichkeit erreicht. „Menschheitsgefühl“ - einen tieferen Ausdruck für die weltbürgerliche Hoffnung, die sein Lebenswerk beseelte, konnte er kaum wählen.

Nachwirkungen, Coswig

Kürzlich wurde durch Ulrich Sieg das Gemeinschaftstestament von Hermann und Martha Cohen gefunden und veröffentlicht.⁶⁷ Es zeigt, daß Hermann Cohen einen Großteil seines ansehnlichen Vermögens jüdischen Einrichtungen (der Jüdischen Gemeinde Berlin, der Berliner Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums, dem orthodox-jüdischen Schüler- und Lehrlingsheim in Marburg u.a.), beträchtliche Summen auch für die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses stiften wollte. Martha Cohen erhielt für den Fall des früheren Ablebens ihres Mannes – die Ehe war kinderlos geblieben - im Testament die Verfügungsgewalt über Cohens Erbe zugesichert. Erst nach dem Tode beider Ehegatten sollten all die vielen Schenkungen und Stiftungen rechtskräftig werden. Was dazu führte – Martha Cohen starb 1942 im Lager Theresienstadt, wohin die Nationalsozialisten auch sie deportiert hatten⁶⁸ -, daß das

Gemeinschaftstestament folgenlos blieb.⁶⁹

Auch Coswig war in diesem Testament bedacht worden: „Der Magistrat der Stadt Coswig (Herzogtum Anhalt) soll zur Begründung eines zum Gedächtnis meiner Eltern Gerson und Friederike Cohen gewidmeten Fonds den Betrag von 10000 (zehntausend) Mark erhalten. Aus den Zinsen dieses Fonds sollen Kindern von Arbeitern oder Lehrern Stipendien zur Ermöglichung des Studiums gewährt werden. (...) Der Magistrat der Stadt Coswig (Herzogtum Anhalt) soll zur Pflege und Erhaltung des Grabes meiner Mutter Friederike Cohen den Betrag von 500 (fünfhundert) Mark erhalten.“⁷⁰ Cohen wollte die weitere Pflege der Gräber seiner Eltern, wie auch das ehrende Angedenken seiner Schwiegereltern Louis und Helene Lewandowski (wofür er die Berliner Kantorenwitwenkasse mit einer Spende bedachte), finanziell gesichert wissen. Das Grab seines Vaters in Marburg ist noch vorhanden; das Grab der Mutter in Coswig gibt es nicht mehr. Der Coswiger jüdische Friedhof wie auch die längst verwaiste Coswiger Synagoge wurden im Novemberpogrom 1938 verwüstet.⁷¹ Nur wenige Grabsteine sind heute auf dem Friedhof erhalten. Die letzten Coswiger Juden – die Gemeinde zählte 1897 noch 20 Mitglieder und 1932/33 noch sechs – emigrierten oder starben in der NS-Zeit.

Bald nach Cohens Tod schien die Publikationen wichtiger Schriften Wege zu öffnen für eine noch intensivere Auseinandersetzung mit seinem Lebenswerk: 1922 veröffentlichte Cohens Gießener Freund, der Bibliothekar Robert Arnold Fritzsche, sein aus sehr persönlicher Kenntnis des Philosophen geschriebenes aufschlussreiches Buch „Hermann Cohen. Aus persönlicher Erinnerung“. 1924 wurden „Hermann Cohens Jüdische Schriften“ in 3 Bänden von Bruno Strauß herausgegeben (Verlag Schwetschke & Sohn Berlin, mit einer umfangreichen Einleitung von Franz Rosenzweig). Ebenfalls 1924 erschien die Biographie „Hermann Cohen. Eine Einführung in sein Werk“ des mit Cohen befreundeten Gießener Philosophieprofessors Walter Kinkel. 1928 gaben Albert Görland und Ernst Cassirer „Hermann Cohens Schriften zur Philosophie und Zeitgeschichte“ (in 2 Bänden, Akademie-Verlag Berlin) heraus. 1929 folgten die von Bruno Strauß nach dem Originalmanuskript neu bearbeitete zweite Auflage von Cohens klassischem Werk „Religion der Vernunft aus den Quellen des Judentums“ sowie, allerdings in nummerierter Auflage von nur 150 Exemplaren, „Ausgewählte Stellen aus unveröffentlichten Briefen“ Hermann Cohens (Akademie-Verlag Berlin) - ein Vorläufer des noch 1939 im Berliner Schocken Verlag durch Bertha und Bruno Strauß möglich gewordenen Bandes „Hermann Cohen: Briefe“.

Auch in Coswig gedachte man des verstorbenen, aus den Debatten der 1920er Jahre aber keineswegs verschwundenen großen Sohnes der Stadt. An Cohens Geburtshaus wurde 1929 eine ihn würdigende Inschrift angebracht: „Geburtsstätte des Philosophen Geh. Regierungsrat Professor Dr. Hermann Cohen, geb. 4. Juli 1842“. Ebenfalls 1929, am 1. Oktober wurde im Beisein von Cohens Witwe im Coswiger Rathaus eine Cohen-Gedenktafel angebracht. Martha Cohen schreibt darüber an Franz Rosenzweig: „Liebe Freunde! Am Sonntag war eine stimmungsvolle schöne Feier zur Enthüllung der Hermann-Cohen-Plakette im Rathaus zu Coswig. Sie blickt in edler Bronze an beherrschender stelle, wirklich sehr wohl gelungen herab u. will spätern Geschlechtern von dem großen Sohen der Stadt sprechen.“⁷² Schon 1932 – Anhalt war früh eine Hochburg des Nationalsozialismus geworden - wurde die Gedenktafel wieder entfernt. „Cohen, Hermann, 1842-1918, Jude, zu seiner Zeit als der führende ‚deutsche‘ Philosoph gefeiert, obwohl er offen für die prakt. Durchführung des Gedankens von der Auserwähltheit des jüd. Volkes eintrat u. mit seinem ‚Neukantianismus‘ den Grundgedanken bes. vom ethischen Gehalt der Lehre Kants verfälschte...“⁷³ – so oder ähnlich lauteten die Auslassungen der „nationalsozialistischen Weltanschauung“ über den tiefdenkenden Weltbürger.

Einer späteren, auf andere Weise selbstherrlichen und Hermann Cohens Lebenswerk wenig zugeneigten Epoche fiel Cohens Geburtshaus, das der alten Synagoge benachbarte jüdische Gemeindehaus, zum Opfer: es wurde 1983 abgerissen. In noch jüngerer Vergangenheit fand das Bestreben, das einzige Coswiger Gymnasium nach Hermann Cohen zu benennen, allem Bürgerbegehren zum Trotz bei den politisch Verantwortlichen keine Mehrheit. Andererseits gibt es nun eine engagierte Coswiger Cohen Gesellschaft, die sich dem Erbe des großen Philosophen und seiner Familie verpflichtet fühlt. Es gibt eine Gedenktafel an jener Stelle, wo die alte Coswiger Synagoge stand - feierlich eingeweiht im Jahre 2001 am 4. Juli, Cohens Geburtstag. Es gibt eine Ausstellung zur Geschichte der Coswiger Juden im städtischen Museum. In letzterem hängt auch – nachdem es zuvor nicht gelungen war, ihre Anbringung im Rathaus, als Nachfolgerin der 1932 dort entfernten Cohen-Gedenktafel, zu erwirken - seit dem 8. November 1999 eine Ehrenplakette für Hermann Cohen. Er schickt sich seit einigen Jahren also wieder an, seiner Vaterstadt Coswig ins Bewußtsein zu rücken, der Bekenner des „jüdisch-deutschen Menschheitsgefühls“.

¹ Eisner war zeitlebens stolz und dankbar, ein Schüler Cohens zu sein: „Ich war längst den Universitäten entronnen, als ich in meinen Marburger Jahren Hermann Cohen fand, in seinem Hörsaal wie auf fast täglichem gemeinsamen Heimweg. Zuvor war mir niemand begegnet, der über mich auf die Dauer Gewalt gewonnen hätte. Später, als ich andere, bisweilen fremde Wege ging, fand ich wohl manchen, dem ich in Ehrfurcht mich verbunden fühlte: Männer wie Ignatz Auer, Viktor Adler, Jaurès. Aber geistigen Einfluß auf das Innerste meines Wesens hat doch nur einer jemals gewonnen: Hermann Cohen, der Menschenbildner. Und in allen Wirren und Stürmen meines Daseins blieb die sehnsüchtige Erinnerung an die Marburger Zeit unversehrt...“ (Kurt Eisner: Hermann Cohen. Zum 70. Geburtstag des Philosophen (4. Juli 1912), in: ders.: Die halbe Macht den Räten. Ausgewählte Aufsätze und Reden, hg. v. Renate und Werner Schmolze, Köln 1969, S. 122-135, hier S. 125).

² Heinrich Mann: Kurt Eisner. Gedenkrede, gehalten am 16. März 1919, in: ders.: Macht und Mensch, München 1919, S. 175.

³ Vgl. Kurt Eisner: Zwischen Kapitalismus und Kommunismus, hg. v. Freya Eisner, Frankfurt am Main 1996, S. 76.

⁴ Zit. in Franz Orlik (Hg.): Hermann Cohen (1842-1918). Kantinterpret – Begründer der Marburger Schule – Jüdischer Religionsphilosoph. Eine Ausstellung in der Universität Marburg vom 1. Juli bis 14. August 1992, Marburg 1992, S. 128.

⁵ „Wer nicht erfahren hat, wie dieser stets aufs Allgemeine und Allgemeinste gerichtete Geist sich doch zugleich mit unendlicher Wärme und Herzlichkeit ins Persönlichste und Einzelne versenkte - wer nicht wußte, wie dieser strenge und unbeugsame Denker, wenn es sich um die Teilnahme an menschlichen Dingen handelte, ganz Milde, ganz Nachsicht und ganz Zartheit wurde, der hat ihn nicht gekannt. Er war, wo es sich darum handelte, seine Sache zu vertreten, von einem unerschütterlichen Glauben, von einem kraftvollen Trotz und einem großartigen Selbstbewußtsein - und doch: wie kindlich bescheiden. wie rührend anspruchslos und dankbar nahm er die geringfügigste menschliche Teilnahme auf, die ihm selbst erwiesen wurde. Sein Gedanke strebte überall ins Große und Größte und rührte an die entferntesten, dem Menschengestalt noch faßbaren Probleme - aber wie nur wenige Menschen hat er zugleich die Liebe und die Andacht zum Kleinen besessen. Sein ganzes Wesen war auf den Kampf gestellt, und sein Geschick hat es mit sich gebracht, daß er bis zuletzt, daß er fast bis in die letzten Lebensstunden hinein den Kampf gegen Beschränktheit und geistige Unfreiheit zu führen hatte; - und doch: welche Fülle von Liebebedürftigkeit und Liebefähigkeit, welche Schonung und Nachsicht gegen menschliche Schwächen lag zugleich in diesem leidenschaftlichen Kämpfer. Erst wenn man diese scheinbaren Gegensätze, die doch in Wahrheit nur abstrakte, nicht menschliche Gegensätze sind, miteinander vereint, kann man das Bild der Persönlichkeit Hermann Cohens rein und klar erfassen“ (Ernst Cassirer: Hermann Cohen, Worte gesprochen an seinem Grabe am 7. April 1918, in: Neue Jüdische Monatshefte, 2. Jg., Berlin 1918, S. 351).

⁶ „Man muß wissen, daß Cohen auch ein glänzender Redner war. Frage ich mich, woher es kam, daß er mit seinen Vorträgen auf empfängliche Seelen so ungeheuer einwirkte, so kann ich den Grund dafür doch weniger in der fabelhaften Modulationsfähigkeit seiner Stimme, in der bewundernswerten Beherrschung der rednerischen Form als vielmehr einerseits in dem tiefen sachlichen Gehalt seiner Rede, die sich stets von jeglicher Trivialität fernhielt und selbst dem scheinbar unbedeutendsten Wort wahrhafte Bedeutung verlieh, in der hinreißenden Art, in der er seine Zuhörer zum Mitdenken zwang, indem er sie sogleich auf den höchst möglichen Standpunkt den Problemen gegenüber versetzte, und endlich in dem Eindruck einer begeisterten, höchst sittlichen und in sich geschlossenen Persönlichkeit sehen, der von dem Gehörten zurückblieb“ (Walter Kinkel: Hermann Cohen. Eine Einführung in sein Werk, Stuttgart 1924, S. 59).

⁷ „Mit ihm zu plaudern, war etwas beängstigend, mit ihm spazierenzugehen - kein Spaß. Neben Ihnen, sich auf den Stock stützend, bewegte sich, oft stehenbleibend, der reale Geist der mathematischen Physik voran, welche annähernd auf dem Wege eines ebensolchen Gangs, Schritt für Schritt, ihre Hauptsätze zusammengebracht hatte. Dieser Universitätsprofessor in weitem Gehrock und Schlapphut war in einem gewissen Grad durchtränkt von der kostbaren Essenz, die sich in älterer Zeit in die Köpfe der Galileis, Newtons, Leibnizens und Pascals abgefüllt hatte. Er mochte das Sprechen im Gehen nicht und hörte nur dem Schwatzen seiner Begleiter zu, das in Anbetracht der stufenförmigen Marburger Trottoire immer uneben war. Er schritt aus, hörte, blieb plötzlich stehn, gab eine beißende Bemerkung über das Gehörte von sich, stieß sich dann mit dem Stock vom Trottoir ab und nahm bis zur nächsten aphoristischen Atempause das Schreiten wieder auf“ (Boris Pasternak: Der Schutzbrief, in: ders.: Luftwege. Ausgewählte Prosa, Leipzig 1989, S. 246).

⁸ „Ich habe in dieser Stunde den Mann vor Augen, dem ich von allen lebendigen deutschen am meisten in meiner geistigen Entwicklung verdanke: Hermann Cohen, Professor der Philosophie an der Universität Marburg. Er war der Mann, dessen unwahrscheinlich großartige Verschmelzung jüdischen Geistes mit antikem Gedankengut und mit christlicher Gesinnung mich als jungen Menschen so tief beeindruckt und beeinflusst hat, dass ich glaube, die Spuren dieser Gedankenwelt in jedem meiner Gedanken heute noch wiederzufinden. Er war wirklich etwas wie eine Verkörperung, eine lebendige, persönliche Verkörperung von dem, was und allen, die wir aus dem Dunkel ans Licht streben, vorschwebt. Er war die wirkliche innere Versöhnung und Aussöhnung, die wirkliche innere Verschmelzung all (dessen), was Gutes in diesen großen Kräften, die unser Volk, die unsere Welt bewegt haben, begründet liegt. Und wenn er durch die Gänge der Marburger Universität gehend wie ein Prophet von Platos Akademie sprach, und wenn er die großen Gedanken des Christentums in weitem Bogen mit den Gedanken der Propheten und der griechischen Philosophie verband, dann lebte in ihm ein heiliges Feuer, das mich als jungen Menschen so tief beeindruckte, dass ich - heute wird man es kaum verstehen und wird es merkwürdig empfinden - niemals gewagt habe, diesen Mann persönlich anzusprechen.“ (Ernst Reuter: Ansprache auf der Morgenfeier der Gesellschaft für Christlich-Jüdische

Zusammenarbeit am 23. Sept. 1951 im Berliner Theater am Kurfürstendamm, zit. in: Franz Orlik (Hg.): Hermann Cohen (1842-1918). Kantinterpret – Begründer der Marburger Schule – Jüdischer Religionsphilosoph. Eine Ausstellung in der Universität Marburg vom 1. Juli bis 14. August 1992, Marburg 1992, S. 129 f.)

⁹ „Gewöhnt, auf philosophischen Kathedern kluge Leute zu finden, feinsinnige, scharfsinnige, hochsinnige, tiefsinnige und wie alle die sinnigen Worte heißen mögen, mit denen man den Denker zu loben meint, fand ich einen Philosophen. Statt Seiltänzern, die auf dem gespannten Draht des Gedankens mehr oder weniger kühn, mehr oder weniger geschickt, mehr oder weniger zierlich ihre Sprünge ausführten, sah ich einen Menschen. Die verzweifelte Inhaltslosigkeit oder Inhaltsgleichgültigkeit, unter der mir fast alles Philosophieren auf den Kathedern der Gegenwart zu leiden schien - diese Gleichgültigkeit, die einem stets die Frage abpreßte, warum in aller Welt dieser Mann, der da vor einem stand, gerade durchaus philosophierte und nicht sonst etwas tat - hier war nichts davon zu merken. Hier schwieg die Frage still, hier hatte man das unzerstörbare Gefühl: dieser Mensch muß philosophieren, er hat den Schatz in sich, den das kräftige Wort heraufzwingt. Was ich, irre an der Gegenwart, schon längst nur noch in den Schriften der großen Toten suchte, den streng wissenschaftlichen Geist, der über dem Abgrund einer ungeschiedenen Welt chaotisch drängender Wirklichkeit brütete, hier sah ich es mit einem Male in sprechender Lebendigkeit, Angesicht zu Angesicht.“ (Franz Rosenzweig: Der Dozent. Eine persönliche Erinnerung, in: Neue Jüdische Monatshefte, 2. Jg., Berlin 1918, S. 377).

¹⁰ Hermann Cohen: Briefe, ausgew. u. hg. v. Bertha und Bruno Strauß, Berlin 1939, S.44 f.

¹¹ „Wie sehr ich Ihnen unter diesen Umständen für Ihre freundliche Empfehlung an *Dr. Cohen* verbunden bin, kann ich nicht genug sagen. Er ist ein liebenswürdiger, gefälliger, auch im Umgange feiner junger Mann. Mit einem bescheidenen Wesen verbindet er die wissenschaftliche Sicherheit u. Entschiedenheit, welche das Zeichen innern Gehaltes ist. Seinen Kant hat er gründlich studiert und die Liebe zu dem alten Meister gibt ihm jene Geduld, welche eine wirkliche Vertiefung in die Werke Kants in so hohem Maaße erfordert. Doch ist seine Hingabe keineswegs blind u. er hat sich eine durchaus unbefangene Kritik bewahrt. Auf der Grundlage dieses Specialstudiums suchte er sein Wissen durch reichliche Lectüre, durch Benutzung von Collegienheften u. durch den Besuch von Vorlesungen nach allen Seiten hin zu ergänzen. Wir haben, ein Kreis von 6 Zuhörern, in seinem Hause 2 Doppelstunden wöchentlich aus der Kritik gelesen, deren Interpretation er in höchst anregender Weise leitete.“ (August Stadler an F.A. Lange, 19. Juli 1872, in: Friedrich Albert Lange: Über Politik und Philosophie, Duisburg 1968, S. 365).

¹² F.A.Lange: Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart, Leipzig 1926, 2. Buch, S.3 Anm.

¹³ Hans Liebeschütz: Von Georg Simmel zu Franz Rosenzweig, Tübingen 1970, S. 25.

¹⁴ Ferdinand Siebigk: Das Herzogtum Anhalt, historisch, geographisch und statistisch dargestellt, Dessau 1867, S. 686-90.

¹⁵ Heinrich Lindner: Geschichte und Beschreibung des Landes Anhalt, Dessau 1833 (Reprint Halle 1991), S. 439.

¹⁶ Dr. Steinthal: Aus Hermann Cohens Heimat, in: Allgemeine Zeitung des Judentums, 82. Jg., Nr. 19 vom 10.5.1918.

¹⁷ Ebenda.

¹⁸ Jacob Toury: Die Revolution von 1848 als innerjüdischer Wendepunkt, in: Das Judentum in der Deutschen Umwelt 1800-1850. Studien zur Frühgeschichte der Emanzipation, hg. v. Hans Liebeschütz und Arnold Paucker, Tübingen 1977, S. 362.

¹⁹ ebenda, S. 368 f.

²⁰ Cohen absolvierte das Dessauer Herzogliche Gymnasium bis zur Sekunda. Auf den intensiven Unterricht in den klassischen Sprachen, den er hier genoß, hat er später, als Student der Philologie (und Philosophie) gewiß aufbauen können. Der Direktor des Dessauer Gymnasiums, Christian Heinrich Karl Ritter (1805-1866), ein studierter Philologe und Theologe, hatte gerade in jenen Jahren, da Cohen Schüler seiner Anstalt war, eine behutsame Reform des Gymnasiums im Sinne einer Reorganisation des humanistischen Gymnasiums eingeleitet, verbunden mit der Gründung einer Realschule (1856) an Stelle der bis dahin angegliederten Bürgerschule (vgl. Otto Franke: Geschichte der Herzoglichen Hauptschule zu Dessau 1785-1856, S. 106 ff.). Für den Gymnasialunterricht ergab sich daraus eine verstärkte Konzentration auf alte Sprachen; Latein wurde 8 bis 10 Stunden pro Woche unterrichtet, Griechisch 6 Stunden (ebd., S. 107-108). Das Hebräische hingegen war seit Ritters Schulreform ab der Tertia nicht mehr obligatorisches Unterrichtsfach; es wurde in Prima und Sekunda fakultativ, als Wahlfach mit zwei Wochenstunden angeboten. Diese Ausbildung im Hebräischen genügte Cohen nicht - nach dem Willen des Vaters sollte er Rabbiner werden. Gerson Cohen fuhr deshalb regelmäßig am Sonntag von Coswig nach Dessau, um den Sohn im Hebräischen zu unterrichten.

²¹ Vgl. den Aufsatz von Werner Grossert in diesem Band. - Über die Wirkungen, die von Mendelssohn auch auf Dessau ausgingen, schreibt Cohen: „Viele zum Teil hochbegabte Männer schlossen sich ebenso an ihn an (...) Damals schon waren *deutsche Zeitschriften* entstanden, wie der *‘Sammler’* und die *‘Sulamith’*, welche letztere wiederum in Dessau erschien, von einem Enkel des Rabbiners *Fränkel*, der Mendelssohn in Berlin aufgenommen hatte, dem dortigen Gründer und Direktor einer berühmten Schule (d.i. David Fränkel – B.U.), herausgegeben wurde“ (Hermann Cohen: Deutschland und Judentum, mit grundlegenden Betrachtungen über Staat und Sozialismus, Gießen 1915, S. 31 f.).

²² Dr. Steinthal: Aus Hermann Cohens Heimat, a.a.O.

²³ „Und meine geliebte Mutter war auch die reine Natur, die, das wird jeder Coswiger bestätigen, mit dem einen Wort Liebe zu charakterisieren war. Von ihrem 17ten Jahre an liebte sie den Vater, nach 12 Jahren erst konnten sie heirathen. Und bis in ihr 72. Lebensjahr hat sie unermüdet und stolz gearbeitet, um ihren einzigen Sohn beinahe unabhängig bis in das beginnende Mannesalter hinein sich tummeln zu lassen“ (Hermann Cohen: Briefe, a.a.O., S. 39).

²⁴ Ebenda.

²⁵ Dr. Steinthal: Aus Hermann Cohens Heimat, a.a.O.

²⁶ Hermann Cohen: Briefe, a.a.O., S. 30.

²⁷ Robert Arnold Fritzsche: Hermann Cohen aus persönlicher Erinnerung, Berlin 1922, S. 7.

²⁸ „Hermann Cohen hat von Anfang an als Deutscher empfunden, wie er sich als Juden gefühlt hat. Um diese beiden ursprünglich-natürlichen Bestandteile seines Gemüts in Verbindung zu halten, dazu hätte er vermittelnder Begriffe nicht notwendig bedurft. Trotzdem begleitete ihn lebenslang das Nachdenken über jenes Wechselverhältnis“ (Robert Arnold Fritzsche: Hermann Cohen, in: Der Jude, , 7. Jg., Heppenheim 1923, S. 429).

²⁹ Nachruf (auf Hermann Cohen), in: Neue Jüdische Monatshefte, 2. Jg./Heft 13, Berlin 10. April 1918, S. 291.

³⁰ Hermann Cohen: Deutschtum und Judentum, a.a.O., S. 28.

³¹ Mit Herder und Kant tritt der deutsche Geist ein in „das Zeichen des Humanismus, in das Weltalter der Humanität“ (ebenda, S. 25).

³² Franz Rosenzweig: Einleitung, in: Hermann Cohens jüdische Schriften, hg. v. Bruno Strauß, 1. Band, Berlin 1924, S. XXV f.

³³ Hermann Cohen: Religiöse Postulate, in: Hermann Cohens jüdische Schriften, hg. v. Bruno Strauß, 1. Band, Berlin 1924, S. 6.

³⁴ „Von Cohen stammt das tiefste Wort, das je ein Gegner des Zionismus über diese Bewegung gesagt hat. Cohen war mit Rosenzweigs allzu tolerantem Verhältnis zum Zionismus unzufrieden. Im Jahre 1914 fragte ihn Rosenzweig, was er denn eigentlich gegen den Zionismus habe. Cohen flüsterte ihm, die Stimme (wie Rosenzweig schrieb) zu einem donnernden Flüstern dämpfend, gleichsam als Geheimnis die Worte zu: ‘Die Kerle wollen glücklich sein!’“ (Gershom Scholem: Von Berlin nach Jerusalem, Frankfurt am Main 1997, S. 73).

³⁵ Martin Buber: Zion, der Staat und die Menschheit. Bemerkungen zu Hermann Cohens „Antwort“, in: Der Jude, Heft 7/ Oktober 1916, S. 430 f.

³⁶ Vgl. Der Berliner Antisemitismusstreit, hg. v. Walter Boehlich, Frankfurt am Main 1965, insbesondere S. 124 ff. und S. 250 ff.; Helmut Holzhey: Zwei Briefe Hermann Cohens an Heinrich von Treitschke, in: Bulletin des Leo Baeck Institutes, Nr. 12, 1969, S. 183-204.

³⁷ Heinrich von Treitschke: Unsere Aussichten, zit. in: Der Berliner Antisemitismusstreit, a.a.O., S. 12.

³⁸ Paul de Lagarde hatte seinen Standpunkt: daß die Juden in Deutschland wie in jedem anderen europäischen Nationalstaat eine „schweres Unglück“, ein fremdes, die „Dekomposition“ förderndes Element seien, in Wort und Schrift eifrig bekundet. Ebenso die nach seiner Auffassung einzig mögliche Lösung: „Daß die Juden aus Deutschland entweder auswandern oder in ihm Deutsche werden müssen“ (zit. in Paul de Lagarde: Bekenntnis zu Deutschland, Jena 1933, S. 17). Entsprechend tendenziös fiel Lagards 1888er Gegengutachten aus. Cohen protestierte. Zu einer Ablehnung von Lagardes Gutachten mochte sich das Marburger Landgericht nicht entschließen. Der angeklagte Antisemit, ein Volksschullehrer, wurde übrigens zu zwei Wochen Gefängnishaft und zur Übernahme der Gerichtskosten verurteilt. – Auch in Cohens unmittelbarer Wirkungsstätte: der Marburger Universität, griff der Antisemitismus um sich. Einige Professoren verließen gar den Raum, wenn „der Jude Cohen“ eintrat.

³⁹ Kurt Eisner: Hermann Cohen..., a.a.O., S. 126.

⁴⁰ Hermann Cohen: Ein Bekenntniß in der Judenfrage, in: Der Berliner Antisemitismusstreit, a.a.O., S. 127.

⁴¹ Hermann Cohen: Kants Begründung der Ethik, 2. Aufl., Berlin 1910, S. 368.

⁴² Dr. Steinthal: Aus Hermann Cohens Heimat, a.a.O. Die genannten Presseorgane zählten damals zu den Wortführern der demokratischen Bewegung,

⁴³ Hermann Cohen: Briefe, a.a.O., S. 58 f.

⁴⁴ Hermann Cohen: Friedrich Albert Lange, in: Hermann Cohens Schriften zur Philosophie und Zeitgeschichte, hg. v. A. Görland und E. Cassirer, Berlin 1928, Band 2, S. 393.

⁴⁵ Hermann Cohen: Ethik des reinen Willens, Berlin 1904, S. 564.

⁴⁶ Karl Vorländer: Kant und der Sozialismus, Berlin 1910, S. 16.

⁴⁷ Vgl. Hermann Cohen: Ethik des reinen Willens, Berlin 1904, S. 602.

⁴⁸ „An jedem Freitag Morgen fügte meine fromme Mutter dem Morgensegen das Gebet an, daß zum Sabbattische ein solcher polnischer Wanderer (Orach) als Gast erscheinen möge. Und wenn der Mann in seinen Lumpen sich nun plötzlich als ein rabbinischer Gelehrter enthüllte, so würzten talmudische Gespräche, die mein frommer Vater mit ihm führte, unser Sabbatmahl. Solche Erlebnisse haben sicherlich viele deutsche Juden in ihrer Kindheit empfangen, und wie tief hat dadurch die echte soziale Gesinnung sich in uns eingewurzelt. Denn Armut war sonach für uns mit geistiger Würdigkeit verknüpft. Die Wohltätigkeit galt nicht als Opfer an das Elend, sondern als Schmerzensgeld an geistige und sittliche Würde. Da konnte nichts mehr von irgendeiner Spur der Mißachtung oder der Beschwerde im Sinne bleiben, sondern mit Macht wurde das Gefühl geweckt für den Glaubensbruder, der die Krone der Thora auf seinem Haupt trägt. So wurde dieses von Woche zu Woche sich wiederholende Erlebnis nicht nur zu einer Quelle des jüdischen Enthusiasmus, sondern zugleich auch zu einer Grundkraft des sozialen Idealismus.“ (Hermann Cohen: Der polnische Jude, in: Hermann Cohens jüdische Schriften, hg. v. Bruno Strauß, 2. Band, Berlin 1924, S. 163).

⁴⁹ Die Nächstenliebe im Talmud, in: Hermann Cohen: Der Nächste. Vier Abhandlungen über das Verhalten von Mensch zu Mensch nach der Lehre des Judentums, Berlin 1935, S. 33.

⁵⁰ ebenda, S. 35.

- ⁵¹ Mit Recht betont Gerd Wolandt, daß die Philosophie der Kunst für Cohen „die Krönung seiner Philosophie des Kulturbewußtseins“ war. (Gerd Wolandt, Einleitung, in: Hermann Cohen: Werke, Band 8: Ästhetik des reinen Gefühls, 3. Auflage, 1. Band, Hildesheim/New York 1982, S. IX). Dies wendet sich gegen jene, welche den Erkenntnistheoretiker oder den Ethiker Cohen hervorheben, die Ganzheitlichkeit seiner Lehre und damit die Kunstphilosophie aber vernachlässigen. Cohen selbst deutlich erklärt, daß sein philosophisches System erst in der Ästhetik seinen Abschluß und Höhepunkt erlangt habe.
- ⁵² Hermann Cohen: Briefe, a.a.O., S. 56 f.
- ⁵³ Abraham Zwi Idelsohn: Erinnerungen an Hermann Cohen, hg. v. Hartwig Wiedebach, in: Jüdischer Almanach 2001/5761 des Leo Baeck Instituts, Frankfurt am Main 2000, S. 68.
- ⁵⁴ Gershom Scholem: Von Berlin nach Jerusalem, Frankfurt am Main 1997, S. 43 f. Zu Louis Lewandowski siehe auch Andreas Nachama/Susanne Stähr: Die vergessene Revolution. Der lange Weg des Louis Lewandowski, in: Menora. Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte 1992, München und Zürich 1992, S. 241-255.
- ⁵⁵ Heinrich Riegner: Hermann Cohen – der Mensch, in: Bulletin des Leo Baeck Institute, Nr.7/ Juni 1959, S. 116.
- ⁵⁶ Ebenda, S. 121 f. Martha Cohen wurde, nachdem Cohen um 1892 von Netzhautablösung des einen und hoher Kurzsichtigkeit des anderen Auges befallen wurde, auch Cohens Vorleserin und Sekretärin. Sie schrieb seitdem fast alle seine Texte.
- ⁵⁷ Siehe Anm. 7.
- ⁵⁸ Brief an A. Görland, 27. März 1903, in: Helmut Holzhey: Cohen und Natorp. Band 2: Der Marburger Neukantianismus in Quellen, Basel/Stuttgart 1986., S.313.
- ⁵⁹ Brief an A. Görland, 21. Nov. 1902, in: ebd., S.302.
- ⁶⁰ Karl Joel: Zur Erinnerung an Hermann Cohen, in: Neue Jüdische Monatshefte, 2. Jg., Berlin 1918, S. 375.
- ⁶¹ Robert Arnold Fritzsche: Hermann Cohen aus persönlicher Erinnerung, Berlin 1922, S. 16.
- ⁶² Cohen war auch in der Musik „der Apotheot des Klassischen schlechthin“ (Heinrich Knittermeyer: Hermann Cohen (1842-1918), in: Lebensbilder aus Kurhessen und Waldeck, hg. v. Ingeborg Schnack, 5. Band, Marburg 1955, S. 24).
- ⁶³ Vgl. Poma, Andrea Poma: Cohen und Mozart. Überlegungen über das Drama, das Schöne und die Humanität in Cohens Ästhetik, in: Philosophisches Denken -Politisches Wirken. Hermann-Cohen-Kolloquium Marburg 1992, hg. v. Reinhard Brandt und Franz Orlik, Hildesheim/Zürich/New York 1993, S. 110-130.
- ⁶⁴ Gerd Wolandt, Einleitung, in: Hermann Cohen: Werke, Band 8: Ästhetik des reinen Gefühls, 3. Auflage, 1. Band, Hildesheim/New York 1982, S. XII. Scharf hat Cohen folglich gegen jeglichen „Nationalismus und Konfessionalismus“ in der Kunst polemisiert, insbesondere auch gegen den bei seinen Zeitgenossen so in Mode gekommenen Richard Wagner: Nationale Kunst hat für ihn Existenzrecht als nationale, besondere Gestaltung des allgemeinen Humanitätsideals, nicht aber als „nationalistischer Partikularismus“: „Die (klassische – B.U.) griechische Kunst ist national, weil sie menschheitlich ist; nicht in dem Sinne, daß alle Völker sie anzunehmen hätten, sondern weil die Idee der Menschheit der vorschwebende Leitgedanke des Perikleischen Zeitalters, wenigstens in seiner Kunst, war. Es sind die allgemeinen Probleme der Menschheit, welche hier zu einer latenten Lösung kommen. So war es in der Renaissance, und diese Klarheit waltet im Zeitalter der *deutschen Humanität*. Seitdem man aber angefangen hat, die deutsche Kunst gegen die welsche Kunst auszuspielen und auszurufen, hat sich auch der Nationalgeist der deutschen Kunst nationalistisch verengt. Es gibt keine nationale Kunst in einem Kulturvolke, die nicht in der vollen, unumschränkten Humanität ihren lauter Quell hätte, wahrte und pflegte.“ (Hermann Cohen: Werke, Band 8: Ästhetik des reinen Gefühls, 3. Auflage, 1. Band, Hildesheim/New York 1982, S. 226).
- ⁶⁵ Ebenda, S. 225.
- ⁶⁶ Kurt Eisner: Hermann Cohen..., a.a.O., S. 131. Eisner belegt seine These anhand von Cohens Auffassung zu Architektur und Baukunst. Diesen ist Cohen zufolge die Gestaltung des Raumes im Geiste der Menschenwürde und Menschenliebe als zentraler Gehalt aufgegeben: „Ein Hochgefühl des Menschentums, des reinen Selbst der Menschheit ergreift uns bei der Zuversicht, daß die Baukunst dereinst berufen sein wird, in dem einheitlichen Wohnhause der Menschen, *aller Menschen ohne Ausnahmen* in jedem Volke und bei allen Völkern die Allheit des Menschen zu verwirklichen. Dann erst wird die Allheit des Raumes ihre homogene Darstellung in der endlichen, in der unendlichen Menschenwelt finden.“ (Hermann Cohen: Werke, Band 8: Ästhetik des reinen Gefühls, 3. Auflage, 1. Band, Hildesheim/New York 1982, S. 239).
- ⁶⁷ Ulrich Sieg: Das Testament von Hermann und Martha Cohen. Stiftungen und Stipendien für jüdische Einrichtungen, in: Zeitschrift für neuere Theologiegeschichte, Band 4, 1997, S. 251-264.
- ⁶⁸ Martha Cohen wurde, 82jährig, am 1. September 1942 von Berlin nach Theresienstadt deportiert. Sie starb am 12. September 1942 in Theresienstadt. Sie wurde verbrannt. Ihre Asche wurde in die Eger geworfen. (Siehe Helmut Holzhey: Cohen und Natorp. Band 1: Ursprung und Einheit, Basel/Stuttgart 1986, S. VIII).
- ⁶⁹ Ulrich Sieg: Das Testament..., a.a.O., S. 260.
- ⁷⁰ ebd., S. 262
- ⁷¹ Vgl. Werner Grossert: Ein Friedhof „nur für Arier“, in: Zerbster Heimatkalender, 38. Jg., Zerbst 1997, S. 90-92.
- ⁷² Zit. in: Franz Orlik: „Mit der Kritik in der Hand und vor dem Auge die Domgasse abschreitend“. Der Philosoph Hermann Cohen (1842-1918) aus Coswig, in: Wegweiser durch das jüdische Sachsen-Anhalt, im Auftrag der Moses Mendelssohn Akademie hg. v. Jutta Dick und Marina Sassenberg, Potsdam 1998, S. 267.
- ⁷³ Dollheimers Großes Buch des Wissens in zwei Bänden, Leipzig 1938, Band 1, S. 277.